



Dritter erklärte, wie sehr er „Deutschland hasse“. „Ich saß da“, erinnert sich die Schülerin, „jeder lachte, und ich wusste nicht, was tun und was sagen.“

Noch ärger sei es gewesen, als die Klasse einen Aufsatz zum Thema „pro oder contra Krieg“ besprach: „Weil ich als Einzige geschrieben hatte, total dagegen

zu sein, war jeder sauer auf mich.“ Die Lehrerin habe angemerkt, „dass ich doch jedem Ami dankbar sein sollte, schließlich hätten sie Deutschland befreit“. Nun habe sie kaum noch Mut, ihre Meinung frei zu äußern, und „manchmal gar keinen Bock mehr, in die Schule zu gehen“.

Da die jungen Deutschen bei den Gastgebern kaum Verständnis finden, hat sich das Internet zu einer Art

Kummerkasten entwickelt. Dort berichtete die Austauschschülerin Anna von Mitschülern, die ihr prophezeien, dass es „peinlich für Deutschland“ werde, wenn Amerika den Krieg gewinne und sich danach „als Heldennation fühlen“ könne.

Eine Leidensgenossin mit dem Chat-Namen Ashley beklagte, dass sich das „Leben hier total zum Negativen geändert“ habe. Die „Amis sind komplett anders geworden, seitdem das Kriegszeug angefangen hat“, schreibt sie, „meine Freunde dürfen nix mehr mit mir machen, weil ich Deutsche bin“. Die Entscheidung, „Amerika als Austauschland zu wählen“, würde sie „am liebsten rückgängig machen“. Anny aus Yukon (Oklahoma), der der „ganze Kriegsmist hier tierisch auf die Nerven geht“, überlegt, vorzeitig zurückzufliegen. Sie fleht: „Helft mir, ich bin halb am Ende.“

In der vergangenen Woche beschwerte sich eine Lisa, ihr Gastvater unterstelle Deutschland und Frankreich, dem Irak Waffen besorgt zu haben und nur deshalb gegen den Krieg zu sein, damit das nicht ans Licht komme. „Ich habe versucht zu argumentieren, dass wir aus anderen Gründen gegen den Krieg seien“, schreibt Lisa, ihr Gastvater aber sei „total stur“ geblieben. „Was soll ich sagen“, fragt die Schülerin, „um ihm klar zu machen, dass es noch andere Perspektiven gibt?“

„Klappe halten und durch – wenn man nicht vorzeitig zurückwill“, rät inzwischen Barbara Engler von der Aktion Bildungsinformation, die Austauschreisen in die USA qualitativ untersucht und bewertet. Wer bleiben wolle, müsse sich bei der rüden Anmache „ein dickes Fell zulegen“.

Oder einfach nach Alaska ausweichen. Im größten US-Bundesstaat, berichtet Dorothee Rolfsmeyer von Kodiak Island, sei vieles anders: Es gebe ausgewogene Berichterstattung, offene Diskussionen, kaum Nationalpatriotismus – und als Folge eine Mehrheit gegen den Krieg.

IRINA REPKE



Schülerinnen Krausch (vorn), Schwarzmann: „Deutschland gleich mit zerbomben“

SCHÜLERAUSTAUSCH

Ganz rüde Anmache

Junge Deutsche, die derzeit in den USA leben, werden vor allem in der Provinz wegen ihrer Nationalität angefeindet.

Alle Risiken hatte Franziska Schwarzmann, 17, im August vergangenen Jahres bedacht, als sie sich von ihrer Mutter verabschiedete, um für ein knappes Jahr als Austauschschülerin nach Kalifornien zu gehen. Bis auf eine: Nicht im Entferntesten, sagt Birgit Schwarzmann, hätten sie und ihre Tochter angenommen, die deutsch-amerikanischen Beziehungen könnten „so rasch den Bach runtergehen“.

Wenn Franziska heute durch das male- rische Hochgebirgs-Örtchen Lake of the Woods spaziert, muss sie sich „schon öfter mal anhören, dass ich auch ein Nazi bin“. In der Schule erlebt sie stets das gleiche Ritual. Ein Mitschüler erklärt ihr: „Ich mag dich eigentlich, du kannst auch bleiben.“ Und dann fügt er hinzu: „Aber wir sollten Deutschland gleich mit zerbomben, weil dein Land zum Kotzen ist.“

Fassungslos steht die junge Kasselerin vor den Trümmern ihrer amerikanischen Traumwelt. Politische Intoleranz, blinder Front-Patriotismus, unkritische Medien und dumpfe Regierungsgläubigkeit statt der viel beschworenen Freiheit des Denkens und Lebens – wie Franziska Schwarzmann empfinden viele Deutsche, die der- weil per Green Card, als Student oder Austauschschüler in den USA leben und dort persönlichen Angriffen wegen ihrer Nationalität ausgesetzt sind.



USA-Fan Verena (l., mit Freundin)
„Erschreckendes Unwissen über den Irak“

USA-Fan Verena, die in Santa Rosa lebt, relativiert inzwischen ebenfalls ihre bisher uneingeschränkte Begeisterung. Sie findet das „Ausmaß des Unwissens über den Irak erschreckend“. Die Zeitungen seien „fast gleichgeschaltet und immer darauf aus, den Lesern eine Pro-Bush-Meinung reinzu- hauen“. Auch Miriam Krausch, die für ein Jahr in die Kleinstadt Sanborn (Iowa) ging, beklagt, dass in puncto Irak durch die Medien „nichts wirklich Handfestes“ angeboten werde.

Da sei es kein Wunder, meint die Han- noveranerin Krausch, „dass ich hier ange- macht werde, weil Deutschland Amerika jetzt nicht hilft, sich plötzlich raushält“ – obwohl die Länder, wie die Amerikaner es sähen, „doch eigentlich immer zusam- mengehörten“.

Die Bayerin Franziska Seidel, zurzeit in Clarksville (Tennessee) zu Hause, musste sich „sehr oft und von vielen Leuten“ sa- gen lassen: „Deutschland ist total Scheiße.“ An einem Februarmorgen, berichtet Fran- ziska – sie sei damals „besonders gut ge- launt“ in die Klasse gekommen –, „unter- hielten sich zwei Mitschüler extra laut über Deutschland und den Krieg“. Eigentlich brauche Amerika keine Unterstützung „von denen“, habe sie zu hören bekommen – so wie man „keine Deutschen an der Schule und im ganzen Land“ brauche. Ein